

Michael  
Jeismann



**Die Freiheit  
der Liebe**

Paare zwischen  
zwei Kulturen

Hanser

Im *Gilgamesch-Epos*, der ältesten Großdichtung der Menschheit, deren Ursprung im 2. Jahrtausend v. Chr. liegt, verliebt sich die Liebesgöttin Ischtar in den Helden und fordert ihn auf: »Komm, Gilgamesch! Du sollst mein Gatte sein! Schenk', o schenke mir deine Fülle! Du sollst mein Mann sein, ich will dein Weib sein!« Sie verheißt ihm Macht und Reichtum. Gilgamesch aber, der ungeachtet vieler göttlicher Eigenschaften doch nur fast ein Gott ist, weigert sich, dieser verlockenden Aufforderung nachzukommen, und sagt Ischtar in drastischen Worten, was er von ihr und ihrem Vorschlag hält.

Er vergleicht sie mit einer Tür, die nicht schließt, mit einem Schuh, der kneift, und mit einem Palast, dessen Mauern auf seine Bewohner niederstürzen. Denn allen, die sich mit ihr eingelassen haben, so Gilgamesch, sei es übel ergangen. Sie verloren ihre Würde und ihren Stolz, wurden degradiert und malträtiiert, sobald Ischtar genug von ihnen hatte. Ischtars einstige Jugendliebe etwa muss Jahr um Jahr um sie weinen; einen anderen Verehrer, einen Hirten, hat sie, nachdem ihre Liebe erloschen war, ausgerechnet in einen Wolf verwandelt, der jetzt von seinen einstigen Hirtengefährten gejagt wird. Ischtar ist, mit anderen Worten, ein Trugbild, das Göttliches verspricht — und Höllenqualen bringt: Das göttliche Verhältnis ist teuflisch — und Gilgamesch weiß das.

Über die Abweisung durch Gilgamesch ist die Liebesgöttin so empört, dass sie sogleich ihrem Göttervater Anu und ihrer Göttermutter Antum unter Tränen von dieser Beleidigung erzählt. Wütend beschließen die Göttereltern, dass Gilgamesch und sein Freund Enkidu sterben sollen. Tatsächlich erliegt Enkidu bald einer Krankheit. Gilgamesch aber entgeht dem Fluch, indem er sich auf eine lange Reise zu seinem Urahn macht, um Unsterblichkeit zu erlangen, die ihn endlich ganz und gar zum Gott machen soll. Für kurze Zeit gelingt es ihm auch, das Unterpfand der Unsterblichkeit an sich zu bringen — er verliert es aber auf der Rückreise wieder und kehrt nicht als Gott, aber doch als gereifter Herrscher zurück. Er ist von seiner Anmaßung geheilt.

Der Unterschied zwischen den zwei Welten, der von Ischtar und der von Gilgamesch, ist kein kultureller. Die Ungleichheit liegt in einem existenziellen Unterschied: Die Götter sind unsterblich — und weil sie unsterblich sind, kennen sie keine Todesangst. Die Götter wissen nicht, was es heißt, alles auf eine Karte zu setzen. Ihr unendliches Leben

spielt ihnen immer wieder neue Karten zu, keine Karte ist für sie je die letzte.

Mögen sie gute oder üble Verwandlungen erleben, ganz aus dem Spiel sind sie nie — im Gegensatz zu den Sterblichen, deren Wahl unwiderruflich über Glück und Unglück entscheidet. Die Sterblichen haben einfach wenig Zeit, ihre Fehler zu korrigieren. Und es fehlt ihnen der Überblick, sie haben allenfalls Vorahnungen über die Folgen ihres Handelns. So spielen die Sterblichen ihre Lebenspartie immer von Zug zu Zug, die Götter (und Göttinnen) aber spielen stets das ganze Spiel — immer wieder.

Etwas von den Gefahren dieser existenziellen Ungleichheit in den Liebesverhältnissen zwischen Gott und Mensch muss auf ungleiche Paare abgestrahlt haben. Als sei einer der Liebenden von vorneherein nie ganz in der Welt des anderen zu Hause, als sei er beständig auf dem Sprung, als habe er immer einen Rückzugsplan, als habe er ganz wie die Götter immer noch ein neues Spiel zu spielen. Die »gemischten Paare« gerieten vielleicht auch wegen dieser befürchteten Unbeständigkeit in Verruf — selbst wenn kein Gott im Spiel war ... Die Liebenden waren schließlich nicht allein, sondern umgeben von anderen: von Verwandten, von wohl- oder übelwollenden Beobachtern, die ihr Verhältnis förderten oder hintertrieben.

## Die Familie verlangt zu viel — Ahmed und die Fee Perî Banû

Welche Folgen das Eingreifen der Verwandtschaft haben konnte, führt die folgende Geschichte vor. Sie erzählt davon, dass die Fremden nicht ungestraft zum Spielball der eigenen Erwartungen gemacht werden dürfen. Auch hier steht die Warnung im Hintergrund: Das Bereichernde der anderen Kultur gibt es nicht ohne eigene Anstrengung. Sie beginnt in der Familie — und es gibt keine genaueren Beobachtungen dieser Konstellation als im Märchen.

Eine der ungewöhnlichsten Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht* (sie beginnt in der 410. Nacht) erzählt vom Prinzen Ahmed und der Fee Perî Banû. Ihre Brisanz besteht darin, dass sie den Mechanismus

familiärer Ansprüche in ihrer manchmal mörderischen Fatalität freilegt. Insbesondere kann dieses Märchen als scharfe Kritik an der Rollenverteilung in traditionellen Familienverbänden gelesen werden. Die Warnung ist nicht zu überhören: Die fremde Frau und ihre Familie werden Verderben bringen, wenn man ihnen nicht offenen Herzens entgegenkommt und das Fremde bloß als Kuriosum betrachtet. Genau das geschieht in dem Märchen vom Prinzen Ahmed und der Fee Perî Banû.

Wie so oft geht es um drei Königssöhne. Alle drei verzehren sich nach der Spielgefährtin ihrer Kindertage, der Nichte ihres Vaters. Der alte König, der keinen seiner Söhne bei dieser Entscheidung vorziehen will, gibt allen dreien zur Aufgabe, das »wunderbarste und seltsamste Ding« nach Hause zu bringen. Das Wunderbare aber kennt keinen Superlativ: Jeder der drei Söhne findet eine so wunderbare Sache, dass der Wettstreit um die Nichte des Königs in die nächste Runde gehen muss. Und nun eröffnet ein klassisches Märchenmotiv die Aussicht auf das Neue und Außergewöhnliche: Alle drei Söhne sollen, so der alte König, einen Pfeil abschießen — und wo der hinfliegt, wartet das Schicksal auf sie. Die beiden älteren Brüder führt der Pfeil zu standesgemäßen Bräuten. Ahmed aber, der jüngste Sohn des Königs, ist verzweifelt, weil sein Pfeil so weit geflogen ist, dass er überhaupt nicht aufzufinden ist und die Sache für ihn damit verloren scheint. Er sucht jeden Tag nach seinem Pfeil und findet ihn, ungläubig staunend, flach auf einem Felsen liegend, an einer Stelle, an der er zuvor schon öfter gesucht hatte. Es stellt sich bald heraus, dass eine Fee, die in unterirdischen Palästen wohnt, seinen Pfeil an ebendiese Stelle hat fliegen lassen, damit sie den Prinzen, auf den sie ein Auge geworfen hat, sprechen kann.

Nachdem sie Ahmed ihre List gestanden hat, bittet sie ihn rundheraus, er solle sie heiraten: »Ich habe volle Freiheit von meinen Eltern, mich zu vermählen, wenn ich will, und wem ich meine Liebe schenke. Willige ein, ich bitte dich, mich zur Gemahlin zu nehmen; mein Herz sagt mir, dass du mir meine Bitte nicht versagen wirst!«

Die Fee Perî Banû erklärt Ahmed, dass in ihrer Welt die Mädchen »nach dem Gebot des Herzens sich vermählen dürfen, eine jede mit dem Mann, der ihr am meisten gefällt und von dem sie glaubt, er werde ihr Leben am glücklichsten machen. So leben denn Mann und Frau ihr ganzes Leben lang in Eintracht und Glück. Wir sind durch kein anderes

Gesetz gebunden, wir tun offen unsere Neigung dem Mann kund, den wir lieben, und wir brauchen nicht zu warten und zu schmachten, bis wir umworben und gewonnen werden.« Wie modern dieses Märchen ist, lässt sich daran ablesen, dass die freie Herzensentscheidung im Mittelpunkt steht und die Verpflichtung gegenüber der Familie gar nicht vorkommt. Ein Punkt, der von außereuropäischen Frauen in der Gegenwart häufig als größter Gewinn ihrer interkulturellen Beziehung genannt wird.

Ein halbes Jahr verbringt Ahmed in den prächtigen unterirdischen Gemächern; er vergisst die Jugendliebe, für die er doch den Pfeil abgeschossen hatte, er vergisst seinen Vater, und er vergisst den Hof. Eines Tages aber überkommt ihn tiefe Traurigkeit. Seine Gedanken wandern zu seinem Vater und zu seiner Heimatstadt. Die Fee Perî Banû ist bestürzt und fürchtet, dass Ahmed ihrer überdrüssig geworden sein könnte, seinen Schwur vergessen habe und in seine alte Welt zurückfliehen will.

Einzig aus Heimweh, so versichert er ihr, wolle er seinen Vater besuchen. Sie glaubt dem Geliebten, und beide verabreden, dass er zu Anfang jeden Monats drei Tage in der alten Heimat verbringen soll. Auf die Idee, dass Perî Banû mit ihm reist, um seinen Vater und die Familie kennenzulernen, scheinen die beiden nicht zu kommen. Die Welt der Fee und die Heimat von Ahmed bleiben strikt getrennt.

Das Arrangement bewährt sich, bis missgünstige Berater am Hof Neid und Eifersucht zu schüren beginnen. Der König verlangt nun immer neue Proben von Perî Banûs wunderbaren Kräften, die sie ihrem Geliebten schon oft auf den Weg zum Vater mitgegeben hat. Immer abstruser werden die Wünsche des Vaters und des Hofes, die Ahmed mithilfe seiner Fee erfüllen soll. Zuletzt verlangt der König, Ahmed möge ihm einen Zwerg vorführen, dessen Bart um das Vielfache länger als er selbst sein solle und der überdies eine unglaublich schwere Eisenstange auf der Schulter trage. Als Ahmed seiner Fee verzweifelt von diesem unmöglich zu erfüllenden Wunsch erzählt, antwortet sie in aller Heiterkeit, dass dieser Wunsch leicht zu erfüllen sei: Ihr eigener Bruder entspreche genau dieser Beschreibung; sie werde ihn sogleich benachrichtigen. Aber, so fügt sie hinzu, er soll sich nur nicht über das Aussehen des Bruders entsetzen, dann sei alles gut.

Ahmed erwidert, dass es ihm ganz gleich sei, wie ihr Bruder aussehe:

Er sei ihr Verwandter und so freue er sich, diesen erstaunlichen Mann kennenzulernen. Der Bruder der Fee Perî Banû schließt den Prinzen Ahmed bei der ersten Begegnung gleich in sein Herz, und zusammen machen sie sich in die Stadt des Königs auf. Was dann geschieht, mutet an wie eine Szenenfolge aus einem Splatterfilm: Die Bewohner der Stadt fliehen voller Entsetzen, als sie den Kampfzweig sehen, ein Teil der Hofgesellschaft flüchtet. Der König auf dem Thron kann den Anblick des Zwerges, den er doch selbst herbeigewünscht hat, nicht ertragen und bedeckt seine Augen voller Abscheu.

Da ergreift den Zwerg unbändige Wut, er schlägt den König so lange auf den Kopf, bis dieser tot umfällt; dann nimmt er sich den Rest der Höflinge vor, lässt sich die Intriganten bringen, die den König so eifersüchtig auf seinen Sohn machten, stellt sie in einer Reihe auf und schlägt einen nach dem anderen tot. Er rast weiter und hätte bald die halbe Stadt erschlagen, wenn es nicht gelungen wäre, ihn noch zu besänftigen. Am Ende wird Prinz Ahmed als neuer König ausgerufen, und die Fee Perî Banû ist seine Königin. Nur mit Gewalt hat das Fremde sich behaupten können, wollte es nicht an den immer neuen Ansprüchen und der Ausgrenzung der Alteingesessenen zugrunde gehen. Der Fremde schlägt sich hier wortwörtlich seinen Weg frei, die Integration der Fee und ihrer Familie kann nur gelingen, wenn die alte Machtelite beseitigt wird. Die Integration ist nur um den Preis einer Revolution zu haben.

Worin genau bestand eigentlich die Zumutung, die mit diesen immer höheren Ansprüchen des Königs und seines Hofes verbunden war? Einerseits sollten die Fremden zwar das Unerhörte, Wunderbare oder einfach Unterhaltsames bieten, andererseits aber sollten sie eben für das, was sie waren, nicht zur Gesellschaft gehören dürfen. Das Erschrecken der Stadtbewohner und der Hofgesellschaft rührte daher, dass sie sich mit Perî Banû und ihrem Gefolge nicht gemein machen wollten: Die Fee und ihr Bruder sollten mehr oder weniger kuriose Randgestalten bleiben, und man mochte sich nicht einmal vorstellen, dass Prinz Ahmed einheiratet — und damit das Königreich verändert. Daher auch die Wut des Bruders, den man zuvor doch als Typus des Ungeheuerlichen, als des ganz Anderen vorgeführt haben wollte.

Das Märchen warnt davor, die Anforderungen an die Fremden zu hoch zu schrauben, vor allem aber: die Fremden nicht gleichmachen zu